Mein Coronatagebuch 2020 Marianne Schmid

Montag, Tag 0 von Corona 16. März 2020

Seit Freitag ist es klar, Rolf und ich verschärfen unsere frei gewählte Quarantäne wegen des Coronavirus. Schon 2 Wochen vorher hat Rolf unserer Freundin den Zutritt zu unserer Wohnung untersagt, wir gehören beide, nein, alle 3 zu einer Risikogruppe. Risikogruppe? Neue Begrifflichkeiten sind in den letzten 2 Wochen aufgetaucht. Sie, die dritte unserer Risikogruppe war sehr irritiert und betupft. Gut, also Tag Null, Montagmorgen war klar, dass ich noch das eine oder andere an Lebensmitteln einkaufen sollte, wenn wir für die nächste Zeit das Haus nicht verlassen wollen.

Ich fahre also mit dem Auto ins nahest gelegene Migros und in die Drogerie um vor allem Milch und Butter, Haushaltpapier usw. einzukaufen. Aber hoppla, offensichtlich hat halb Bremgarten den gleichen Beschluss gefasst, nämlich noch, und am besten am frühen Morgen einzukaufen. Der Laden ist ziemlich voll, die Gestelle bereits fast wieder leer. Ich versuche den Einkauf mit möglichst wenig Kontakt zu anderen Menschen, aber auch zu möglichen Virenquellen durchzuführen. Ich nehme meine beiden Einkaufstaschen für den Einkauf anstelle der bereitstehenden Körbe, ich scanne meine Lebensmittel selbst ein, bezahle mit der Kreditkarte, aber dann, muss ich den Code meiner Karte eintippen und frage mich dabei, wie oft so ein Kreditkartenkästchen wohl geputzt wird. Überhaupt, diese neu aufgetauchten Vorstellungen wo Viren und Bakterien vermehrt da sein könnten.

Am Abend vorher habe ich mit einem Desinfektionsmittel das Steuerrad und die Blinker, die Handbremse und den Knopf des Radios im Auto geputzt, da eine Nachbarin mein Auto häufig am Sonntag für den Transport ihrer Mutter benutzt. An diesem Sonntag hat mir die Nachbarin geschrieben, sie brauche das Auto nicht, da ihre Tochter krank sei und die Mutter deshalb nicht zu ihnen komme. Auf meine Nachfrage meinte sie, ihre Tochter habe eher Grippesymptome, trotzdem sei ihr Mann, der auch zu einer Risikogruppe gehöre, sofort ausgezogen. Sie selbst und ihre zweite Tochter würden vorsichtig und mit Abstand zur kranken Tochter leben.

Gegen Abend an diesem Montag fahre ich, wieder mit dem Auto zu einer Freundin, für die ich zurzeit einige administrative Sachen erledige, da sie nach einer Knieoperation immobil zu Hause ist. Seit letzter Woche legt sie mir ihre Unterlagen in den Milchkasten, ich werfe die Papiere in ihren Briefkasten. Ich fahre nicht mehr für einen Schwatz zu ihr hoch. Auch sie eine nochmals andere Risikogruppe. Auf der Rückfahrt nach Hause höre ich Radio. Und da wird von unserer Regierung im Radio verkündet, dass ab Morgen Dienstag, 17. März 2020 die gesamte Schweiz in Quarantäne geschickt wird. Alle Einkaufsläden, ausser die für Lebensmittel würden geschlossen bleiben, die Bevölkerung solle zu Hause bleiben, ausser denjenigen die zur Arbeit müssten.

Geistesgegenwärtig fahre ich deshalb noch in einen dieser riesigen Einkaufsläden für Tierbedarf, um für mich und für einen Freund Katzenfutter zu kaufen. Unsere Katze ist, wenn sie Fleisch zum Fressen bekommt, nicht so speziell zu füttern. Die Katze meines Freundes aber schon, sie frisst nur ein ganz bestimmtes Futter. Ich rufe den Freund vom Handy aus an, um ihn zu fragen, wieviel dieses speziellen Futters ich für seine Katze kaufen soll. Er ist mehr als erstaunt, als er hört, ab Morgen seien alle Geschäfte zu. Ich kaufe 5 Kilo dieses besonderen Futters für ihn und einen 2 Kilo Trockenfuttersack für unsere Katze und fahre nach Hause.

Dienstag, Tag 1 der Corona Quarantäne 17. März 2020

Ein Gefühl beherrscht mich seit der Ankündigung des Bundesrates, dass das öffentliche Leben in der Schweiz lahmgelegt werde und wir, die Bürgerinnen und Bürger zu Hause bleiben sollen, - Erleichterung. Im letzten Jahr arbeitete ich so viel, seit Dezember 2019 sogar ausgesprochen viel und jetzt, die Aussicht auf ausreichend Zeit für mich.

Die Unsicherheit darüber, wie soll ich mich verhalten, kann ich mich in einem Lokal mit Freunden treffen, Einkaufen gehen, ins Kino? alle Fragen sind mit einem Schlag beantwortet, ich soll gar nichts mehr im öffentlichen Raum. Also Rückzug in den privaten Raum, Begegnungen mit Menschen nur noch telefonisch oder digital und oder per Brief oder Karte. Ja, am Montagmorgen habe ich mir einen Stoss Karten gekauft, gehöre ich doch zur Generation, die noch Briefe und Karten schreibt.

Es ist einfach lachhaft und absurd. Ich bin gerade letzte Woche 67 Jahre alt geworden. 44 Arbeitsjahre zahlte ich Beiträge in die AHV ein. Ich blicke auf ein erfülltes Arbeitsleben zurück. Seit meiner Pensionierung konnte ich etwas tun, was ich mir immer gewünscht habe, bei der Redaktion dreier Bücher mithelfen. Und dann, brauche ich einen Entscheid meiner Landesregierung, um mich bei einem zu viel an Aktivität zu stoppen. Einfach nur absurd.

Ich verstehe natürlich, weshalb einem eine von anderen getroffene Entscheidung zumindest im Umgang mit einem gefährlichen Virus erleichtern kann. Jetzt brauche ich mir nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen was ich tun soll und kann. Klar, das ist verständlich. Aber, dass ich erleichtert darüber bin, nichts mehr tun zu müssen ist wirklich lachhaft. Und was heisst schon nichts mehr zu tun. Sofort sind mir hundert verschiedene Sachen, die ich tun will oder schon lange tun wollte in den Sinn gekommen. Ah, dachte ich, jetzt kann ich mich wieder einmal eingehender meinem Garten widmen. Uhu, jetzt kann ich in aller Ruhe dieses oder jenes Buch lesen. Ei, jetzt könnte ich doch endlich den notwendigen Frühjahrsputz in Angriff nehmen. Nichts von weniger Aktivität, nur einfach Dinge tun, die entweder liegen geblieben sind oder Dinge, die mir wichtig sind. Aber tun, werde ich bestimmt etwas.

Der Tag vergeht dann etwas anders als gedacht. Am frühen Morgen fahre ich nochmals ins Einkaufszentrum um gute Backwaren und gutes Brot sowie einen grossen Strauss Blumen zu holen. Heute hat der Rolf Geburtstag. Ich will ein schönes Frühstück zubereiten.

Später telefoniere ich herum, ich lese digital und auf Papier die neuesten Meldungen und Berichte, ich höre ausgiebig Radio. Immerhin, am Nachmittag werden von mir bestellte Pflanzen geliefert, ein Mandelbäumchen, eine Zierquitte, eine fast dornenlose Brombeere. Gemächlich gehe ich das Löcher graben und Einpflanzen an. Etwas irritiert sehe ich eine ganze Anzahl Vögel; Spatzen, Meisen, Rotbrüstchen, die auf den Bäumen vor meinem Garten sitzen und die, und wenn ich mich nicht täusche, mein Tun im Garten beobachten. Was sie da so sitzen lässt, frage ich mich. Bis mir klar wird, dass sie darauf warten, dass ich den Garten endlich wieder verlasse und sie das Vogelfutter, das ich immer noch für sie bereitstelle, fressen können. Richtig, sobald ich in der Wohnung bin fliegen die Vögel in den Garten und picken sich die Körner und Flocken, die ich gestreut habe. Heute ist wirklich ein Tag zum Lachen: über die kleinen Vögel und ganz bestimmt über mich selbst.

Mittwoch, Tag 2 von Corona 18.3.2020

Worauf warten wir, zu Hause bleibend? Das frage ich mich Heute. Ja, ich weiss, Zweck der Quarantäne ist es, die Ansteckung mit Corona zu verhindern oder die Ansteckungsrate zu verlangsamen, damit das Gesundheitssystem nicht zusammenbricht. Das ist mir klar. Sowieso gehöre ich ja, wegen meines Alters, 67 Jahre, meines heuschnupfenbedingten Asthmas, einer weit zurückliegenden Lungenkrankheit zu den Risikopatientinnen. Mein Risiko, das ist klar, ist ein heftiger Verlauf einer Corona Infektion oder der Tod. Ich bin eine von denen, die das Gesundheitssystem belasten würde, z.B. weil ich künstlich beatmet werden müsste. Ich kann an der Lungenkrankheit sterben. Punkt.

Mein Spruch, jedes Jahr nach dem 50. ist ein geschenktes Lebensjahr bekommt eine neue Bedeutung. Mir ist klar, die meistens Menschen hier in der Schweiz würden nicht das 50. Lebensjahr als mögliches Todesjahr bezeichnen. So, jetzt aber werde ich mich der Tatsache stellen, dass ich in kurzer Zeit sterben könnte und, das ist für mich doch sehr beunruhigend, ich könnte ersticken. Diesen Tod wünsche ich mir nicht. Überhaupt möchte ich jetzt noch nicht sterben. Ein frommer Wunsch, ich weiss. Also meine Angst vor einem «vorzeitigen» Tod, meine Moral, das Gesundheitssytem nicht zu überlasten und meine Sorge, meine Lieben zu verlassen, machen es mir einfach, mich an die vorgegebenen Weisungen der Landesregierung zu halten.

Aber, meine Frage bleibt, worauf warten wir. Darauf, dass sich das Virus in Luft auflöst, darauf, dass das Virus so mutiert, dass es nicht mehr so gefährlich ist, auf einen Impfstoff, auf wirksame Medikamente bei der Behandlung der Covid Krankheit?

Scheisse, ich hoffe, ich habe mich nicht mit dem Coronavirus angesteckt. Die nächsten 10 Tage werden es zeigen. Jetzt würde ich mir wünschen, ich könnte irgendeine Instanz anrufen und sie bitten, mich vom Virus verschont zu haben.

Aber dann, später, wenn wir nicht mehr zu Hause sitzen, später, wenn das Virus nicht harmloser wird, wenn sich lange Zeit kein wirksamer Impfstoff entwickeln lässt, wenn keine brauchbaren Medikamente gefunden werden?

Angst und Unbehagen werden bleiben.

Ich grabe weiter Löcher im Garten, pflanze um, jäte ein wenig, zwischendurch informiere ich mich über den neuesten Stand an Erkrankungszahlen, sehe und höre die äusserst kluge und emphatische Rede der deutschen Bundeskanzlerin, ich beschäftige mich. Jedes kleinste Unbehagen, das ich verspüre, lässt mich zusammenzucken. Was ist das jetzt, mein Heuschnupfen, Grippesymptome? Ich bin nicht besonders ängstlich, auch nicht besonders hypochondrisch und trotzdem, mir macht die Situation Angst.

Donnerstag. Tag 3 von Corona 19.3.2020

So, der Angstpegel ist gesunken, die Frage worauf wir warten aufgeschoben, weggeschoben, die neuen Pflanzen gepflanzt, der Informationshunger bleibt. Ich verfolge die Nachrichten und Pressekonferenzen, und trotz der ganz und gar nicht beruhigenden Meldungen bereitet sich in mir eine Ruhe und mehr von meiner normalen Gelassenheit aus. Akzeptieren was ist und wie es ist, das wird mich und uns in der nächsten Zeit beschäftigen.

Einiges ist noch zu organisieren, der Bioladen wo ich normalerweise einkaufe, hat der einen Lieferservice, nein, aber ich kann meine Einkaufsliste schicken, sie werden mir die Waren zusammenpacken, dann muss ich sie nur abholen. Loeb Lebensmittel, aha die haben bereits einen Lieferservice, bis um 11 Uhr muss die Bestellung per mail geschickt werden, nein, sie haben sogar eine Gratishotline.

Die knieoperierte Freundin; dass sie versorgt wird ist organisiert, aber natürlich die notwendige Physiotherapie ausgesetzt. Sie wird ihre Übungen machen und etwas mehr herumspazieren und nein, der Besuch beim Orthopäden wird nicht abgesagt, nur verschoben.

Also organisieren wir unser jetziges und zukünftiges Zuhause leben.

Jetzt, nach dem Schrecken und der Angst, nach den organisatorischen Aktivitäten verspüre ich das Bedürfnis, Bilder und eine Sprache für mich zu finden, mit der ich diese Pandemie benennen und sehen kann. Sonst befürchte ich, im schwammigen Angsthaben zu verharren oder Opfer wilder Spekulationen zu werden.

Zum Glück glaube ich, nicht für Verschwörungstheorien, moralische Erklärungen, die sowieso nur auf die Begriffe «Schuld» und «Strafe» hinauslaufen anfällig zu sein. Aber was genau sehe ich vor mir?

Ein Virus, ein Partikel, der, wenn er, wie in diesem Fall, in den menschlichen Körper gelangt, da Körperprozesse auslöst, die uns krank machen. Gut. Ein Virus, das Teil unserer Erdatmosphäre wie Bakterien, Pflanzen, Tiere und Menschen ist und dass sich den Menschen als Reproduziermaschine ausgewählt hat. Jetzt beginnt es schon mit den fehlenden Worten, Reproduziermaschine, wie könnte man das nennen?

Wie bringe ich jetzt das klitzekleine Virus mit dem Stillstand unserer gewohnten Welt in Verbindung. Ich übernehme einmal die Worte eines Politikers, der sagte: mir hei ä Süch. Das tönt doch schon viel konkreter und fassbarer als Pandemie, Epidemie, Coronakrise usw. Also, wir haben eine Seuche.

So werde ich jetzt weitermachen. Zu all diesen neuen und alten Begriffen werde ich mir eine für mich stimmige Bezeichnung aussuchen und dann mit andern darüber diskutieren.

Etwas ist mir schon gelungen: ich gehöre nicht mehr zu einer Risikogruppe (Risiko zu was?), sondern ich bin eine ältere Frau, gesundheitlich etwas angeschlagen und deshalb könnte ich, falls ich die Seuche bekomme, daran drauf gehen. Ich soll mich nicht mit dem Coronavirus anstecken und ich soll niemand andern mit dem Coronavirus anstecken. Na also, geht doch!

Freitag, Tag 4 von Corona 20.3.2020

Ja geht doch. Heute ist schon vieles normal, was vor einer Woche undenkbar gewesen wäre. Die Umgebung ist still. Keine Flieger, sehr wenig Autos und auch die Nachbarskinder sind, da nicht mehr alle zusammen draussen sind, leiser geworden. Mein Bedürfnis nach aktuellen Nachrichten lässt nach, es kommt sogar so etwas wie Ferienstimmung auf. Kein Zeitplan ist einzuhalten, genügend Musse für den digitalen Austausch mit Freundinnen und Freunden, zu Essen ist alles vorhanden. Ein Bekannter aus Wien schickt mir links zu guten Computerspielen und erwähnt, dass er an einer neuen Geschichte schreibe, da er ja jetzt eingesperrt sei.

Zwei Dinge werden mir bewusst. Wie eine staatstreue Bürgerin ich doch bin. Ich verlasse mich auf die Regierung, die mir sagt, wie ich mich zu verhalten habe. Die Appelle an uns nehme ich sehr persönlich. Ich versuche mich genau so zu verhalten wie es von mir gewünscht wird. Ich hinterfrage die Aussagen der Expertinnen und Experten nicht.

Vor einigen Jahren war ich länger in Marseille. An der Geschichte der ältesten, französischen Stadt hat mich der Ausbruch der Pest am meisten beeindruckt. Offensichtlich wusste man bereits im 15. Jahrhundert, dass ansteckende Krankheiten durch eine Quarantäne zu vermeiden sind. 1463 galt für jedes Schiff, das in den Hafen von Marseille fuhr, dass sie drei Wochen im Hafen liegen müssten, die Mannschaft das Festland während dieser Zeit nicht betreten durfte, keine Waren ausgeladen wurden. Die Pest wurde durch eine Mannschaft, angeführt von dessen Kapitän, nach Marseille gebracht, die sich in der Nacht, unbemerkt und zu früh an Land «geschlichen» hatte. Innerhalb dreier Monate war die Hälfte der Bevölkerung von Marseille an der Pest gestorben.

Ich habe als Kind bereits eine Quarantäne erlebt. Bis ins Jahr 1957 war das Bad Weyermannshaus, das Weyerli in Bümpliz-Bethlehem ein See. 1957 wurde daraus das heutige Weyerli. Im Jahr zuvor waren einige Kinder, darunter eine meiner Schwestern an Polio-Kinderlähmung erkrankt. Bald war klar, dass sich das Poliovirus in diesem natürlichen See im Weyermannshaus ausgebreitet hatte. Der Zugang zum See wurde geschlossen und später eben zum Weyerli umgebaut.

Eine meiner älteren Schwestern war Trägerin des Poliovirus, die andere, damals 5jährige erkrankte. Meine Familie, und da ich damals 3jährig war weiss ich nicht mehr ob auch andere Familien, wurden unter Quarantäne gesetzt. Das meiste aus dieser Zeit weiss ich aus Erzählungen meiner Familie. Wir durften das Haus nicht verlassen, nur in einem Teil des Gartens spielen, das Essen wurde uns von jemandem gebracht. Ob und wie lange meine Schwester zu Hause war weiss ich nicht. Ich erinnere mich vor allem an später, wenn ich auf dem Rücksitz eines Kreidlertöffs mit meinem Vater meine Schwester besuchte, die damals auf dem Hasliberg zur Erholung in einem Kinderheim war. Ich habe noch heute eine sichtbare Narbe am linken Bein, die ich mir durch eine Verbrennung am Töff meines Vaters zuzog.

Meine Schwester ist damals schwer erkrankt, die Lähmung betraf ihr Gesicht, das von da an ziemlich schief war. Sie hat vor allem in der Schulzeit sehr unter ihrem Aussehen gelitten. Später sah man ihr die Krankheit zwar nicht mehr an, sie hat nach der Schule eine Ausbildung als Elektronikerin gemacht, aber in ihrem Kopf blieb die Krankheit bis heute.

Samstag, Tag 5 von Corona 21.3.2020

Genau das, was Philipp Loser im Tagesanzeiger Magazin schreibt, beginnt mich zu beschäftigen und da ich nicht annähern so was Gutes dazu schreiben könnte, hier der Artikel:

**Ein Virus, stärker als jede Ideologie**

Von Philipp Loser

Natürlich versuchen sie es, rechts und links, rechts noch etwas mehr. Die Instrumentalisierung der Krise, der politische Spin. Es ist ein mittlerweile seit Jahren eingeübter Reflex: Auf der Welt kann nichts mehr passieren, keine Naturkatastrophe, keine private Tragödie, keine wie auch immer geartete Abweichung von der Norm, ohne dass dieses Ereignis sofort in ein ideologisches Gerüst gezwängt würde.

Die Supermacht des politischen Drehs (und Verdrehens) sind die USA. Demokraten und Republikaner – zwei parallele Welten, zwei Wahrheiten. Diskussionen über politische Inhalte oder auch Alltagsphänomene wie Weihnachten oder Herbststürme sind in den USA dermassen ideologisiert – man kann sie kaum mehr führen.

In Europa und der Schweiz sind wir noch nicht ganz so weit. Doch in Ansätzen ist alles da. Wir erleben es jetzt wieder, in den Corona-Zeiten. Während man früher zunächst einmal versuchte, sich darüber zu verständigen, wie eine Krise zu bewältigen ist, lautet die erste Frage heute: Wer ist schuld, die Linken oder die Rechten? Wer profitiert bei konkreten politischen Projekten davon? Was heisst es für die Begrenzungsinitiative? Die Flüchtlingspolitik? Für die Präsidentschaft Trumps?

Dabei, das gehört zum medial geförderten und antrainierten Reflex, legt man die Krise immer zum eigenen Vorteil aus. Der Notstand rund um das Coronavirus, so argumentiert man rechts, zeigt doch den unschätzbaren Wert von Grenzen! Von scharf kontrollierten Grenzen zumal! Dass Abschottung nicht nur geboten, sondern sogar gesund ist! Dass es die verfluchte Personenfreizügigkeit ist, die die rasende Verbreitung überhaupt erst möglich gemacht hat! Und dass man nun endlich merke – so ätzte Christoph Blocher in seiner Internetsendung –, wie der öffentliche Verkehr völlig überschätzt sei. Jetzt, da der sichere Weg von A nach B eigentlich nur noch im eigenen Auto zu bewältigen sei.

Die andere Seite funktioniert nach demselben Reflex. Nur kommt sie – naturgemäss – zu anderen Schlüssen. Wäre der Welt nicht noch mehr gedient, wenn man den Klimawandel so entschlossen angehen würde wie den Kampf gegen das Virus? Zeigt die Bekämpfung der Krankheit nicht die Notwendigkeit eines starken Staates? Den Widersinn der neoliberalen Marktlogik? Und was Grenzen betrifft: Ist das Tessin (Basel/Genf) nicht der eindrückliche Beweis, dass ohne Personenfreizügigkeit und Grenzgänger gar nichts mehr geht?

In normalen Zeiten würde diese Diskussion zwischen links und rechts sehr bald das eigentliche Problem überblenden. Wir würden nicht mehr über die Krise und ihre Bewältigung, sondern nur noch über die politischen Implikationen reden. Das lässt sich wiederum prima an den USA aufzeigen, wo jedes Schulmassaker, in die ewig gleichen und letztlich fruchtlosen Diskussionen zwischen Waffenfreunden und dem vernünftigen Rest mündet. Dieses Mal wird es anders sein. Gerade in der Schweiz, wo mindestens drei Generationen noch keine aufwühlenderen und verstörenderen Zeiten erlebt haben. Aber auch überall sonst. Das werde unser «Weltkriegserlebnis », prophezeit ein amerikanischer Schriftsteller. Und weil diese Krise so gross und umfassend ist, weil sie uns noch lange beschäftigen und sich für immer in unser kollektives Gedächtnis einbrennen wird, entzieht sie sich gängigen ideologischen Kriterien. Bürgerliche, die ein Leben lang gegen Staatsinterventionen und für den freien Markt gepredigt haben, werden nach dieser Krise, ohne zu zögern, Konjunkturprogrammen und Subventionen für Kleinkünstler zustimmen. Linke erkennt – für einen kurzen Moment – den Wert von Grenzkontrollen und einem Staat, der so repressiv handelt, dass es einem in normalen Zeiten Angstträume bescheren würde.

Diese Krise ist grösser als jede Ideologie. Sie zeigt und lehrt uns auf eine sehr harte Art, was am Schluss zählt. Unsere Gesundheit. Und die unserer Mitmenschen.

Sonntag, Tag 6 von Corona 22.3.2020

Heute sind meine Gedanken ausschliesslich bei den Menschen, die nicht zu Hause bleiben können, weil sie kein zu Hause haben.

Montag, Tag 7 von Corona 23.3.2020

Ich möchte Langeweile. Aber nein, Heute war schon fast ein normaler «Arbeitstag». Am Morgen einem Freund helfen, 500 Jungpflanzen zu giessen, einige Telefonate für, mit Selbständigerwerbenden und Künstlerinnen wegen der vom Bund gesprochenen Gelder für Soforthilfe, die Suche nach dem entsprechenden Formular online, es ist noch nicht vorhanden; einen Brief für einen Freund für Prämienverbilligung der Krankenkassenbeiträge schreiben, die Fahrt zur Freundin für die wöchentliche Abrechnung für die Krankenkasse.

Wie gehabt. Einzig der Einkauf von Lebensmitteln und das Kaffeetrinken in einer Beiz fallen weg. Die Stimmung wie vor Corona, ein bisschen gehetzt.

Aber warum gehen meine Gedanken so häufig zurück in die Vergangenheit? Ich habe sonst gar kein Faible für die «gute, alte Zeit». Diese gute, alte Zeit war für uns Frauen in fast allen Belangen gar nicht gut. Ich habe auch keine romantische Ader. Ich treffe mich nicht mit Menschen um über «früher» zu sprechen. Also warum kommt mir altes Zeug in den Sinn. Ah, jetzt weiss ich es. Es ist diese unglaubliche Ruhe ringsum, die mich in Altes zurückversetzt. Genau, jetzt, wo mir bewusst wird, dass ich keine Flugzeuge höre, der Autolärm sehr mässig ist, ein Pegel an Hintergrundgeräuschen, der fehlt. Und an welche Zeit erinnere ich mich?

Mit 19 Jahren hatte ich das Glück, eine Wohnung in der Berner Matte mieten zu können. 180 Fr. Monatsmiete, für zwei Zimmer, eine improvisierte Küche, das WC draussen, kein Bad). Das war 1972, ein Jahr nach der Einführung des Frauenstimmrechts. Die Matte, damals ein lottriges Arbeiterquartier, die grosse Getreidemühle noch in Betrieb und was fast unvorstellbar ist, der Schwerverkehr führte durch die Matte. Ich kann mich an keinen Moment erinnern, dass mich die Lastwagen, die da zum Teil noch über eine recht unebene Strasse fuhren, je gestört hätten. Einfach, weil es zu wenige waren. 1972 hatte es in der Stadt Bern so mässigen Autoverkehr, dass er einen gar nicht störte.

Der Vermieter übrigens, kam Ende Monat persönlich bei den Bewohnerinnen der Gerberngasse 38 vorbei und liess sich die Miete bar bezahlen. Er stellte einem von Hand eine Quittung für die Zahlung aus, und wenn’s mal knapp war bei jemandem, bekam man «Zahlungsaufschub».

Dienstag, Tag 8 von Corona 24.3.2020

Die News zu Corona interessieren mich nur noch mässig. Einzig über Italien lese ich regelmässig Berichte. Mir tun die Menschen in der Lombardei, in den extrem stark betroffenen Dörfern unglaublich leid.

Zeit für meinen bisher liebsten Coronawitz. «Das Flugzeug ist gestartet, der Kapitän wendet sich über Lautsprecher an die Passagiere, wünscht wie immer einen guten Flug und erwähnt nebenbei, übrigens, ich mache Heute das erste Mal Homeoffice».

Sonst, ein ruhiger Tag. Ich stehe spät auf, lese, wasche, um 2 Uhr steht das Frühstücksgeschirr immer noch auf dem Tisch, beobachte die Vögel im Garten, die wegen der Kälte wieder zahlreicher erscheinen. Jetzt ist sie da, die Musse. Aber, das lässt sich nicht wegdiskutieren, es fühlt sich irgendwie künstlich an. Im Kopf doch immer wieder Gedanken mehr an das Drum und Dran von Corona. Die Vorstellung, dass halb, nein fast ganz Europa so ruhig ist, die Vorstellung, wir müssten uns mit dem Vögelbeobachten unterhalten, dieses Zurückgeworfensein auf das – glücklicherweise vorhandene – zu Hause. Ein klitzekleines Grauen macht sich bemerkbar.

Aufgewachsen in einem stadtnahen Kaff wusste ich bereits als Kind, dass ich so schnell wie möglich zumindest in die Stadt Bern ziehen möchte. Eine Grossstadt war mein Traum. Irgendwo wo viel los ist, wo es viele Menschen hat, wo ich nicht jeden, der neben mir wohnt, kenne. Anonymität und Action, das wünschte ich mir. Und Reisen, in mein damaliges Traumland Afrika, in alle europäischen Städte, natürlich als erstes nach Italien.

Meine erste Auslandreise ging in die Nähe von London, zu den Schwiegereltern meiner ältesten Schwester. Ausgerechnet über Weihnachten. Da war ich etwa 10 Jahre alt. Alles an dieser Reise und dem Aufenthalt dort war überwältigend für mich.

Aber richtig los mit einer eigenen Reise, die ich mit einer Freundin unternommen habe, waren 3 Monate Italien. Das, zu dieser Zeit war das noch möglich, fast ausschliesslich per Autostopp. Oda, meine Freundin, die gutorganisiert war, immer die richtige Landkarte und den Reiseführer parat hatte und ich, eher etwas schlafwandlerisch durch diese hinreissenden Landschaften stolpernd, Kunst, Kultur, es war unglaublich.

Schon wieder der Blick zurück. Warum bin ich in Gedanken so häufig in meiner Vergangenheit? Ich weiss es nicht, vielleicht ängstigt mich die unmittelbare und die weitere Zukunft.

Mittwoch, Tag 9 von Corona

Video von Aeschi: https://youtu.be/tayAqoir4Tw

Donnerstag, Tag 10 von Corona 26.3.2020

Lieber Ane Hebeisen. Entschuldigen sie das vertrauliche «lieber». Ich bin ein grosser Fan ihrer regelmässigen Musikkritiken im «Bund». In der heutigen Ausgabe sprechen sie mir richtig aus dem Herzen. In ihrer Kolumne über die neue Wohnzimmerkultur-Epidemie (sehr lesenswert). Zitat: «Doch spätestens als der hundertste Musikschul-Trompeter auf dem Balkon einen konzertanten Lagebericht seiner Grundkurs-Ausbildung abgegeben hat, nachdem das tausendste Wohnzimmerständchen in prekärer Handymikrofon-Tonqualität über den Bildschirm gerauscht ist, ist man sich gar nicht mehr so sicher, ob man diese Spontaenitätsepidemie aus der Kreativszene wirklich weiter begrüssen mag.»

Unsoweiter… Fazit: «Macht mal Pause!».

Sie Herr Hebeisen haben mich bisher nur zweimal etwas enttäuscht, das eine Mal, als sie eine Publikationspause gemacht haben und das andere Mal, als ich feststellen musste, dass sie keine Frau sind. Habe ich doch immer Anne Hebeisen gelesen (mir gefiel die Idee der Musikkritikerin) um dann mal genau hinzuschauen und richtig zu lesen Ane. Gut, sie sind Musikredaktor.

Ich hätte da noch einen Vorschlag zum Pause machen, und zwar bei den Journalistinnen und Journalisten, bei den Halbpromis und bei den Ganzen. Unsäglich wer alles wie ich ein Coronatagebuch führt, das liest sich dann so: heute mit Mami und Papi telefoniert, seltsame Gefühle gehabt usw.

Also bitte, macht wirklich mal Pause. Mein Coronatagebuch muss ja niemand lesen. Ihre erscheinen in seriösen Tageszeitungen, in zugegeben mehr schlechten als guten Gratiszeitungen, in für alle sichtbaren elektronischen Medien.

Freitag, Tag 11 von Corona 27. März 2020

Wie könnte man den Bewohnerinnen und Bewohnern von Bergamo das herzlichste Mitgefühl aussprechen? Ich studiere an dieser Frage herum.

Eigentlich finde ich, es wäre längstens Zeit die Betrachtung des eigenen Bauchnabels zu verlassen und, das meine ich nicht nur für mich und die Einzelnen in diesem Land, sondern auch für unsere Regierung.

Mir stösst diese, auf nationales gerichtete Geldausschütten, das Vorbereiten von optimaler, medizinischer Versorgung und vor allem: wir lassen niemanden im Stich, die Wirtschaft wird weiterlaufen wie bisher, ihr Grossen und Kleinen werdet unbeschadet aus dieser «Krise» herauskommen usw. und sofort, mir stösst das auf. Natürlich ist es schön, in einem reichen, wohlversorgten Land zu leben und zu wissen, dass für uns alle gesorgt wird. Mir kommt es so vor, als würden wir bereits jetzt, eingepackt in unsere Funktionskleidung wie zu gross geratene Babys, versorgt mit Schnuller und Schoppen, darauf getrimmt, nach der Krise bestimmt so weiter zu machen wie bisher. Vielleicht sagen wir schon in ein paar Monaten; huch, war da etwas mit einem Virus. In anderen Teilen der Welt werden die Menschen, wenn sie überleben, dezimiert und geschwächt aus dieser Pandemie herauskommen.

Mir stösst auf, dass von unserem, mit horrenden Krankenkassenprämien finanzierten Gesundheitswesen, bereits jetzt tüchtig Politik betrieben wird.

Wir wissen ja noch gar nicht, ob dieses «Wesen» in der Lage ist, möglichst viele Menschen durch die COVID Krankheit zu führen und möglichst wenig Menschen an diesem Virus sterben müssen. Wir wissen noch nicht, ob unser Gesundheitssystem so gut ist, wie immer propagiert.

Sowieso ist es beängstigend, wie die Nationalstaaten aufblühen. Ich glaube, unser Kater nach der Seuche wird ein ideologischer und politischer sein. Ehrlich, dieses zukünftige Morgengrauen beklemmt mich.

Samstag, Tag 12 von Corona 28.3.2020

In den Geschichtsbüchern, in der Geschichte von Städten, wie eben von Marseille, wird immer geschrieben, die «Pest» wütete. Mich erstaunte dieses Wort. Wüten, so dachte ich, kommt doch von Wut und wie kann eine Seuche wüten. Gut, ich werde mich schlaumachen. Jetzt, wo ich höre und lese, wie das Coronavirus in Italien und Spanien «wütet», kann ich mir zumindest vorstellen was damit gemeint sein könnte.

Seien sie solidarisch, helfen sie einander auch auf Distanz. Wie oft lesen und hören wir diese Worte dieser Tage.

Ich höre und lese, dass die umliegenden Länder, z.B. Deutschland den Italienern zu Hilfe kommen und schwerstkranke Menschen in ihre Spitäler holt. Ich höre und lese nichts, was die Schweiz für Italien oder Spanien tun würde. Fast eine halbe Million Italienerinnen und Italiener leben hier in der Schweiz, gegen 100'000 Spanier. Sind uns unsere Nachbarn einfach egal? Werden wir nicht jeden Tag aufgefordert, solidarisch zu sein.

Eine besondere Art der Solidarität haben 1993 Wissenschaftler aus zig Ländern gegenüber den damals erst kurz (1989) geöffneten Ländern des Ostens gezeigt. Ich bin, sehr selten, mit Rolf an einen Kongress nach Debrecen (Ungarn) gefahren. Rolf, wie die erwähnten zig Wissenschafter haben in Debrecen einen Kongress zum (ich weiss es nicht mehr genau, dem Stand der Krebsforschung?) organisiert. Die Westforscher wollten die Ostforscher kennenlernen. Da die Forscherkollegen aus dem Osten kein Geld hatten, haben alle Teilnehmenden aus dem Westen den Kongress und die eigene Reise und Unterkunft usw. selbst finanziert.

Für mich war es eine in jeder Hinsicht denkwürdige Reise. Zum einen lernte ich damals Autofahren, ich bin fast die gesamten 500 Kilometer mit dem L gefahren. Zum andern war es eine Reise in die Vergangenheit. Wir entschlossen uns, durch die Puszta zu fahren, diese Graseinöde, flach, weit und wenig bebaut. Die Dörfer, durch die wir fuhren, erinnerten an Bilder von Dörfern bei uns nach dem zweiten Weltkrieg.

Der Kongress fand im Gelände eines Spitals statt. Das Spital bestand aus unzähligen, kleineren Häusern und einem weitläufigen Park. Ich habe viel Zeit in diesem Park verbracht. Mittags war immer grosser Betrieb, drinnen wie draussen. Die Angehörigen der Patientinnen und Patienten kamen dann mit dem Mittagessen vorbei. Diejenigen Patienten, die bereits wieder etwas auf den Beinen waren, trafen sich mit den Angehörigen im Park. Dieses Bild, angezogene Frauen und Männer, mit gekochtem Essen in Tragetaschen oder bedecktem Geschirr, und Nachthemd oder pyjamatragende Kranke, die auf Bänken sitzen und zusammen essen, dieses Bild sehe ich gelegentlich vor mir.

Zum Abschluss des Kongresses – er dauerte fast eine Woche – wurden die ausländischen Gäste entweder von der Universität Debrecen oder der Stadtregierung, zu einem Nachtessen eingeladen. Mir wurde, da ich nicht Kongressteilnehmerin, war ein junger Forscher zugeteilt, der mich durch den Abend begleiten sollte. Der junge Mann, auch das wie einen Schritt zurück in die Vergangenheit, sprach nicht nur ein altmodisches Deutsch, er hatte auch altmodische Manieren. Hier die gnädige Frau und da einen Diener. Bis es mir Zuviel mit hier und da wurde und ich in fragte, was sein Forschungsschwerpunkt sei. Jegliche Steifheit, aber nicht die Höflichkeit, viel von ihm ab und er erzählte mir mit Feuer und Hingabe woran er gerade forsche. Zwischendurch besann er sich seiner Rolle als Gastgeber, dann kamen langatmige Erklärungen über das uns servierte Essen. Je später der Abend, umso häufiger fiel er aus seiner Rolle, er wurde ganz ausgelassen, wir lachten viel.

Sonntag, Tag 13 von Corona 29.3.2020

Als heute Bundesrat Berset in einem Gespräch damit «droht», dass die Quarantäne bis Ende Mai dauern könnte, hat er sicher nicht nur mich innerlich ein wenig zusammenbrechen lassen. Das wäre eine grässlich lange Zeit. Dabei hatte ich heute bereits einen richtigen Eingesperrtseinkoller. Himmel, ich würde liebend gerne viele Flugzeuge, viel Autolärm, einen hohen Pegel an Kindergeschrei, fast alles würde ich in Kauf nehmen, wenn ich wieder mal das Stimmengewirr einer Beiz, ein Nachtessen mit mehreren Leuten, Gelächter und heitere Stimmung hören könnte. Ganz zu schweigen von Gesichtern, schönen und hässlichen Menschen, von Freundinnen und Freunden, die ich sehen möchte. Eine leichtfüssige Unterhaltung über irgendetwas, nur nicht über dieses Corona, über die dominante Präsenz von Politikerinnen und Politikern, bleichen Experten, astronautenmässig gekleidetem Gesundheitspersonal. Ich kann es bereits jetzt nicht mehr sehen und hören.

Gebt mir ein Kino, ein Theater, die Vorfreude auf die Solothurner Literaturtage, einen Spaziergang durch die Stadt, ein wenig am Ufer des Flusses verweilen und was sonst so bescheidene Vergnügungen sind.

Ich glaube, sogar unsere Katze ist ein wenig depressiv. Sie beobachtet zwar die Vögel in unserem Garten, für einen rasanten Angriff fehlt auch ihr die Energie.

Immerhin habe ich das Privileg, so alle 2 Tage einige Stunden arbeiten gehen zu können. Dabei sehe höchstens den einen Kollegen, sonst keinen Schwanz. Es ist eine grässlich verarmte Welt ohne das Gewusel von Menschen und ohne den mir manchmal auf die Nerven gehenden Aktivismus, der Menschen.

Gestern haben wir Stoff für neue Vorhänge bestellt, natürlich online, was für eine trostlose Art einzukaufen! Irgendwann nächste Woche wird uns dann das Paket geliefert, dabei werde ich den Postboten gerade noch von hinten davongehen sehen. Das wars. Dann ab an die Nähmaschine (Gottseidank näht Rolf besser als ich), beschäftigen, sich beschäftigen.

Kein Auswählen in einem Stoffladen, kein Berühren des Stoffs, gefällt er mir in der Hand, kein Auge auf die vielen andern, wunderschönen Stoffe, kein Gespräch mit der Verkäuferin, kein Umtrunk im nächsten Kaffee. Was für eine trostlose Art, etwas zu kaufen.

Ein Freund aus Bulgarien hat mir heute geschrieben, er fahre durch die Geisterstadt Sofia zur Arbeit und wenn er doch einmal einen Bekannten treffe, dann hätten sie so viel Abstand voneinander, wie die Ziegenhirten auf ihren jeweiligen Hügeln und dann schrien sie sich ein paar Worte zu. Ein schönes Bild für eine äusserst trostlose Begegnung.

Ausser Berset, der sich da offenbar ein wenig aus dem Fenster gelehnt hat, kommen von Experten und Politikerinnen bereits nur noch Durchhalteparolen. Kein Wort zu einem möglichen Szenarium was sein wird, wenn sie die Wohnungskäfige wieder öffnen.

Mensch, hab ich einen Koller heute!

Montag, Tag 14 von Corona 30.3.2020

WOZ Artikel

**Vorsichtig mit der Vorsicht!**

Die Massnahmen gegen das Coronavirus gebieten uns, wachsam zu sein. Das gilt auch, wenn der Ausnahmezustand einmal beendet ist.

Von [Renato Beck](https://www.woz.ch/archiv/%22Renato%20Beck%22)



Im Bundesmedienzentrum am 13. März. Foto: Denis Balibouse, Reuters

Unus pro omnibus, omnes pro uno. Jetzt haben sich selbst die zerstrittenen Schweizer Parteien im Kampf gegen die Ausbreitung des Coronavirus zusammengeschlossen. Einer für alle, alle für einen: der Mythos der alten Eidgenossenschaft, für Zeiten wie diese festgehalten als Inschrift in der Bundeshauskuppel.

Unus pro omnibus, omnes pro uno: Vielleicht nur ein Zeichen, aber ein wichtiges womöglich. Weil jedes Symbol und jeder Mythos tröstlich wirken, wenn man sich schon nicht mehr die Haare schneiden lassen kann.

Lockdown-Wochen in der Schweiz. Der Bundesrat hat dem Land den Sauerstoff entzogen. Er hat die Gesellschaft in ein künstliches Koma versetzt, um so die Ausbreitung des Coronavirus zu verlangsamen. Aber wie das nun so ist mit KomapatientInnen: Wenn sie dann wieder aufwachen, erkennen sie manchmal die Welt nicht wieder.

Und dann stellen sie vielleicht fest, dass die Grenzen noch eine Weile zubleiben, zumindest aber Kontrollen aufrechterhalten werden. Allein schon, um das Sicherheitsbedürfnis in der Bevölkerung zu verstärken. Es gibt politische Kräfte, die aus der Abschottung Kapital schlagen wollen und die sehr genau hinschauen, wenn die Regierung, gestützt auf Notrecht, die Teilabschaltung des öffentlichen und privaten Lebens verfügt. Sie lässt Restaurants, Coiffeursalons, Saunaklubs, Racletteabende schliessen und verbieten, um die sozialen Kontakte zu minimieren und damit die Ansteckungskurve zu glätten. So sollen die Spitäler vor der Überlastung bewahrt werden und ÄrztInnen nicht aufgrund fehlender Geräte entscheiden müssen, wer leben darf und wer sterben muss.

Unsere Bewegungsfreiheit ist beschnitten, die Versammlungsfreiheit aufgehoben, kulturelle, soziale – urmenschliche – Aktivitäten sind bis auf Weiteres unter Verbot gestellt. Verteidigungsministerin Viola Amherd hat «die grösste Mobilmachung seit dem Zweiten Weltkrieg» ausgerufen und 8000 Armeeangehörige in Bereitschaft versetzt. An den Schweizer Grenzen stehen jetzt SoldatInnen, die niemanden ins Land lassen dürfen, der keinen Schweizer Pass hat oder nicht für wichtige Arbeiten benötigt wird.

Gut möglich, dass die autoritären Dekrete nötig und dringlich sind. Doch die weitere Eskalation ist vorgezeichnet: Bald dürfte der Ruf nach einer Ausgangssperre ertönen, danach die gewaltsam durchgesetzte Einhaltung der neuen Restriktionen. Und dann?

Angetrieben von steigenden Fallzahlen, überforderten Kantonen und alarmschlagenden Virologen ist der Bundesrat in einen Handlungszwang geraten – oder vielmehr in Handlungsreflexe. Das könnte sich auch auf die Gesellschaft übertragen. Die Gefahr besteht, dass in Zeiten kollektiver Verunsicherung diese irgendwann in eine irrationale Panik kippt. Und diese den Blick für demokratiepolitische Gefahren und Widersprüche trübt.

Schliesslich gibt es jetzt schon Dinge, über die man sich wundern kann: Wie passt es in die derzeit viel beschworene Solidarität, dass die Schweiz Italien zu keinem Zeitpunkt beisprang, als dort Erkrankte einsam und quälend langsam starben, weil sich niemand um sie kümmern konnte? Warum sorgt es nicht für Widerspruch, wenn Karin Keller-Sutter die Grenzen schliesst, damit sich keine Kranken in Schweizer Spitäler retten können? Weshalb fragt keiner nach, was mit den Geflüchteten passiert, jetzt, wo die Schweiz und die anderen europäischen Länder beiläufig das Asylrecht ausser Kraft gesetzt haben?

Muss man sich jetzt in den nationalen Schulterschluss einordnen und den Aufmarsch der Truppen beklatschen – oder darf einem dabei etwas unwohl werden?

Es geschehen bizarre Dinge in diesem Land: Zigaretten und Presseerzeugnisse sind unter der Krise weniger entbehrlich als der oberste Souverän. Die Kioske bleiben geöffnet, aber die Frühlingssession wurde beendet. Doch eine (anders) funktionierende Legislative muss möglichst rasch wiederhergestellt werden, damit sich der Ausnahmezustand nicht verfestigt.

In den nächsten Wochen müssen wir uns nicht nur gegenseitig helfen und beistehen, wir müssen auch wachsam und kritisch bleiben. Zumindest solange der Dissens nicht per Notverordnung verboten ist.

Dienstag, Tag 15 von Corona 31.3.2020

Wie es so geht, mein Koller ist verflogen. Heute gefiel ich mich im Nichtstun, ein wenig lesen, ein wenig schwatzen, essen, eine Siesta machen und aus dem Fenster gucken.

Von meinem Bett aus sehe ich dies:



Vom Sofa in meinem Arbeitszimmer aus schon bald wieder das:



Oder das! 

Mittwoch, Tag 16 von Corona 1.4.2020

Es lässt sich nicht leugnen, Normalität hat sich eingestellt. Wie rasch wir uns doch in eine neue Situation fügen können! Meine Stimmung schwankt von heiter; der französische Star Coiffeur, der im Interview bemerkt, wenn die Coiffeure noch lange nicht wieder arbeiten können, gibt’s in einigen Wochen keine Blondinen mehr. Hier Amüsement, da empörtes Kopfschütteln, wenn der Präsident der Gewerbler in der Schweiz findet, Bundesrätin Viola Amherd hätte seine Gilde fragen müssen, ob das gehe mit der Mobilmachung. Gerade so als würden die Männer und Frauen ihm, resp. den Gewerblern gehören und sie wollen gefragt werden, ob sie sie «ausleihen» können.

Alles wie immer, wie früher, wie vorher, wie normale Zeit. Einzig in diesen Formulierungen kommt jetzt ein vorher, ein mittendrin und wahrscheinlich doch einmal ein nachher.

Ich kann langsam die Idee ablegen, aus dieser einmaligen Situation, etwas Besonderes zu machen. Nein, ich muss keine irgendwie neuen Erkenntnisse weder über mich noch über den Sinn des Lebens gewinnen. Nein, ich muss nicht meditieren und innerlich wachsen. Nein, ich brauche nicht gerührt zu sein, wenn Menschen einander helfen, das tun sie auch sonst und nein, ich werde kein besserer Mensch nur weil ich in einer allgemeinen Krisensituation lebe. Es reicht, wenn ich meinen bescheidenen Aktivitäten nachgehe, politisch wachsam bleibe, mich um meine Mitmenschen kümmere, wie ich das auch sonst tue, solidarisch bin, indem ich die zur Zeit herrschenden Regeln des Zusammenlebens einhalte und gottenfroh bin, dass im Moment wir den Bundesrat haben, der zur Zeit regiert. Dankbar zu sein, dass unsere Verwaltung funktioniert, wir ein Rechtsstaat sind und wie heute Bundesrat Parmelin sagte, finanziell wird es nicht ohne Verluste gehen.

Donnerstag, 17. Tag von Corona 2.4.2020

Am 14. Juni 1991 habe ich mir den linken Fuss gebrochen. Natürlich erinnere ich mich an dieses Datum, es war der nationale Frauenstreiktag, 20 Jahre nach der Einführung des Frauenstimmrechts. Ich arbeitete damals im Eidg. Gleichstellungsbüro. Die Wochen vor dem Streik waren hektisch und sehr arbeitsintensiv. Als Beamtinnen durften wir zwar nicht streiken, wir haben zum Anlass des Streiks ämterübergreifend eine Tagung für die Frauen in der Bundesverwaltung organisiert. Am Nachmittag hielt ich ein kurzes Referat zu den Frauen in den traditionellen Gewerkschaften, anschliessend gabs Workshops und natürlich einen Apéro. Abends schloss ich mich den streikenden Frauen an. Kurz, der Tag war lang, ich war hundemüde und wir wollten am nächsten Tag in die Ferien verreisen. Welche Schnapsidee; ich begann spätabends zu Hause noch meinen Koffer zu packen. Über dem WC hatten wir ein Brett montiert, von dort wollte ich etwas herunterholen, dazu stieg ich aufs Klo und peng, fiel ich herunter. Der Steinboden im WC und mein Fall, man hörte es ganz genau, da ist etwas in meinem Fuss kaputt gegangen. Es war wahrscheinlich etwa gegen 1 Uhr in der Nacht. Ich legte mich ins Bett, bettete meinen Fuss auf ein Kissen, Rolf machte mir einen feuchten Umschlag, dann schlief ich, bis ich um 8 geweckt wurde. Rolf hatte bereits Krücken, einen Termin nach Rücksprache mit dem Hausarzt, zum Röntgen organisiert. Nach dem Röntgen, ja, der linke Fuss ist ganz sauber auf der linken Aussenseite gebrochen.

Nach einigen Tagen erhielt ich einen «genialen» Gips, geformt nach meinem Bein, aus einem harten Plastik, mit Klebverschluss vorne am Schienbein. Damit konnte ich sogar schwimmen gehen, den Gips nachher öffnen und trocknen lassen. Mit der Reise in die Bretagne wurde es aber nichts.

Von Freunden erhielten wir auf die Schnelle eine Wohnung am Neuenburger See, für ganze drei Wochen. Es waren die langweiligsten und erholsamsten Ferien, die wir je gemacht haben. Jeden Tag runter an den See und baden, dann zurück ins Haus und Siesta machen, kochen, essen, lesen. Wir hatten Besuch von anderen Freunden. Es war einfach wunderbar.

Was ich mir, zurück in Bern, im Bus, beim Einkaufen, in der Beiz alles für Knochenbruchgeschichten anhörte. Jeder und Jede hatte mal, dann kamen lange Beschreibungen des Unfalls und mögliche Komplikationen. Es war, als wäre ich mit einem jungen Hund unterwegs, wildfremde Menschen sprachen mich an und dann, erzählten sie. Was mich, nur nebenbei bemerkt, davon befreite, zu sagen, ich sei um Mitternacht vom Klo gefallen.

Als der Bruch verheilt war, bat mich mein Hausarzt, nicht nur den mittlerweile als ein Teil von mir empfundene «geniale» Gips lösen solle, sondern auch noch von mir verlangte, einmal auf den Fuss zu stehen, ich weigerte mich. Nein, ich war mir gar nicht sicher, dass dieser abgemagerte, an einem abgemagerten Bein hängende Fuss überhaupt noch stehen könne. Bis der Hausarzt mich barsch aufforderte, endlich auf diesen Fuss zu stehen. Es ging, wackelig aber es ging. Jetzt musste ich noch ein, zwei Wochen mit den Krücken herumlaufen, dann ging das Gehen schon wieder ganz ordentlich.

Vielleicht werden wir, wenn unser Hausarrest aufgehoben wird, sagen, ach nein, wir wollen nicht mehr raus. Homeoffice gefällt uns eigentlich ganz gut, jetzt haben wir einen gemächlichen, ungestressten Tag und nein, wir brauchen kein Seniorenbillet von der SBB, wir gehen jetzt in unserer unmittelbaren Umgebung spazieren, das gefällt uns eigentlich sehr gut. Ja, das kulturelle Angebot hier ist doch toll, was sollen wir nach Paris oder Berlin für eine Ausstellung fahren. Und ja, die Lebensmitteleinkäufe macht immer noch der nette, junge Mann. Gut sind die Buchhandlungen wieder offen, der Lesestoff ist uns ausgegangen, die Haare könnten wir uns auch wieder einmal schneiden lassen aber sonst, das reicht uns!

Wer weiss!

Freitag, Tag 18 von Corona 3.4.2020

Mir fällt gar nichts mehr persönliches zu der ausserordentlichen Lebenssituation mit Corona ein. Die politischen Vorstösse der Wirtschaftsvertreter macht mich sprachlos. Mit welcher Dreistigkeit die Wirtschaftsbosse der rechtspopulistischen SVP versuchen, die Macht im Staat wieder an sich zu reissen, kann einem schon die Sprache verschlagen. Jetzt, seit dem 17. März 2020 hat diejenige Macht in der Schweiz, die wir gewählt haben, denen wir sie «anvertraut» haben, das Zepter in der Politik übernommen. Aha, dachte ich, wir haben eine Regierung, werden wir doch nicht einfach von den Grosskonzernen am Gängel gehalten. Hat die jahrzehntelange (seit 1991) Brunnevergifterei der Rechtspopulisten nicht alle unsere demokratischen und sozialen Ideen und Institutionen hingemacht. Und jetzt sollen wir uns von deren Parteimitgliedern sagen lassen; so genug der Sandkastenspiele, jetzt übernehmen wir wieder das Zepter. Das Auftreten der Parteimitglieder so, als sei es ohnehin klar, dass weder unsere Regierung noch die Verwaltung wüsste wann, wie und weshalb ein Ende des Shutdown zu bewerkstelligen sei.

Gut, ich mag mich nicht mehr aufregen über unsere Presse, die nichts Besseres weiss, als diesen Hohlköpfen Platz und Aufmerksamkeit in ihren Zeitungsblättern, in Fernsehen und Radio zu bieten. Diese Presse, die mitgeholfen hat und mithilft, dieses nationalistische und rechtsnationale Gedankengut als Selbstverständlichkeit zu verbreiten.

Ich höre auf, ich versuche zu dem zurückzukommen, was ich mir vorgenommen hatte, ein persönliches Tagebuch zu schreiben.

Ich erzähle besser von der Antwort von Rolf auf eine mail eines ehemaligen Kollegen, der ein Forschungsjahr in den USA verbringt. Dieser schrieb, ich bin in Yale, an der Ostküste der USA und Corona bestimmt mein Leben hier und ich hoffe, du bist gesund usw.

Rolf antwortete, er stelle es sich schwierig vor, sich zu entscheiden, welche Furcht bei ihm in den USA grösser sei, die vor dem Coronavirus oder den Amerikanern. Die amerikanische Bevölkerung hat ihre Hamsterkäufe nicht im Supermarkt getätigt, sondern in den Waffengeschäften. Er schreibt weiter, man weiss ja nicht, was die Amis mit den Waffen vorhätten, wollen sie auf das Virus oder potenzielle Virusträger schiessen? oder wollen sie bloss sicher sein, dass sie notfalls ihr Toilettenpapier im Supermarkt verteidigen können. Ich hoffe, es geht dir gut und du kommst heil aus deinem Aufenthalt heraus.

Und wenn ich schon am Bonmot erzählen bin dann noch diesen Witz. Treffen zwei politische Kontrahenten aufeinander, wobei der eine stutzt, als er den andern sieht und sagt: «ich wollte mich eigentlich mit ihnen geistig duellieren, aber ich sehe, sie sind ja unbewaffnet».

Was genau erhoffe ich mir, einen Richtungswechsel im gesellschaftlichen und politischen Leben? Wie naiv und auch dumm, eine bedrohliche Krise zu etwas Positivem umdeuten zu wollen!

Samstag, Tag 19 von Corona 4.4.2020

Nachhausekommen an einem sehr kalten, schneereichen Wintertag. Draussen, Stiefel ausziehen, dann Drinnen, Handschuhe, Schal, Mütze, Mantel ausziehen, ins Badezimmer gehen und die Hände unter lauwarmem Wasser aufwärmen.

Nachhausekommen in Zeiten von Corona: Draussen, Schuhe und Jacke ausziehen. Mit dem Ellbogen die Türklinke herunterdrücken, ins Badezimmer gehen und mindestens 30 Sekunden die Hände gründlich mit Seife und Wasser waschen, mit einem Stück Haushaltpapier abtrocknen. Den Mundschutz mit der linken Hand vom rechten Ohr lösen, mit einem Schwung nach links vom Gesicht wegklappen, mit der rechten Hand vom linken Ohr lösen und in den Kehricht werfen. Nochmals ins Bad gehen, abermals die Hände gründlich mit Seife waschen.

Zu Hause bleiben: morgens, viel länger als sonst im Bett liegen bleiben als bisher. Aufstehen, die Katze füttern, im Garten herumspazieren, erst spät, gegen Mittag endlich den Pyjama gegen ordentliche Kleidung tauschen. Am Notebook verschiedene Zeitungen lesen. Mails beantworten und schreiben. Ein Telefonat mit jemandem führen. Beim verspäteten Frühstück ein wenig lesen. Haushalten. Quatschen. Eine Arbeit in Angriff nehmen, etwas im Garten, oder ein wenig Administration für mich oder andere, wieder telefonieren. Einen richtigen Spaziergang den Hoger hinauf oder ein wenig runter an die Aare. Nachhausekommen, erste Gedanken an ein Nachtessen, Nachtessen kochen, Radio hören, essen. Alternativ zu diesem Programm ein paar Stunden arbeiten gehen.

Abend: Briefe schreiben, Tagebuch führen, mit der Katze spazieren gehen, vielleicht einen Film gucken, diskutieren. Musik hören. Lange im Bett lesen, spät schlafen. So geht Corona!

Sonntag, Tag 20 von Corona 5.4.2020

Zu den Dingen, die Billy Pilgrim nicht ändern konnte, gehörten die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft.

Kurt Vonnegut

Aus dem Roman Schlachthof 5

Montag, Tag 21 von Corona 6.4.2020

2 Wochen Leben ohne Politgezänk, das war jetzt doch mal sehr erholsam. Aber seit mehr als einer Woche ist es wieder da, das Gezänke. Dem Ärger über die Gegenwart entfliehe ich in Gedanken zurück, in die unabänderliche Vergangenheit.

Als Kind habe ich mich unglaublich gefreut, endlich in die Schule zu gehen. Gut, nach einigen Wochen oder Monaten in der Schule war ich gelegentlich enttäuscht, frustriert und manchmal auch ein wenig ungeduldig, was ich mir aber niemals eingestanden hätte, ich blieb dabei, dass Schule eine gute Sache für mich war. Einmal aber passierte etwas, was mich so schockierte und mich in unglaubliche Wut versetzte. Unsere Lehrerin hat ein neben mir sitzendes Mädchen so heftig an den Haaren gezogen, dass dessen Kopf nach hinten gerissen wurde und sie der stehenden Lehrerin so von unten herauf ins Gesicht sehen musste. Die Lehrerin beschimpfte dazu das Mädchen als dumme Gans, hirnlos und ohne Verstand. Auslöser war, dass meine Banknachbarin etwas im Rechnen einfach nicht begriff. Ich sah die Verachtung und Wut im Gesicht der Lehrerin, die mit weiteren Beschimpfungen klar zum Ausdruck brachte, dass von einem so dummen Menschen wie dem Kind, nichts weiter zu erwarten sei.

Ich, damals eher schüchtern und normalerweise recht gehorsam stand auf, packte die Hand der Lehrerin und sagte: lassen sie sie los. Warum beschimpfen sie ein Kind es sei dumm, dafür kann es doch nichts. Ich liess die Hand der verdutzten Lehrerin los und sagte weiter, in einer solchen Schule, wo unschuldige Kinder gequält würden wolle ich nicht sein und bleiben. Ich packte meinen Schulranzen, marschierte aus dem Schulzimmer, zog draussen die Jacke an und ging. Mein Schulweg, ich habe es heute überprüft, betrug 3,5 Kilometer. Eine beachtliche Strecke für ein 7jähriges Kind. Auf dem ganzen Weg nach Hause weinte ich vor Zorn, Wut und Enttäuschung.

Als meine Mutter mich in Tränen, viel zu früh zu Hause sah, nahm sie mich behutsam in den Arm und wartete, was ich zu sagen hätte. Ich sagte auch ihr, dass ich nie mehr in diese Schule gehen würde, sie könne machen was sie wolle. An einen Ort solcher Ungerechtigkeit, nein, ich gehe nicht mehr dorthin.

In den Wochen zuvor, hat die gleiche Lehrerin mich immer ein wenig bevorzugt behandelt. Sie schmeichelte mir, ich durfte dies und das, und dies nur, davon bin ich noch heute überzeugt, weil ich eine gute Schülerin war. Hätte sie mich einmal gefragt, warum ich bereits gut lesen und auch schon recht passabel schreiben konnte, hätte sie mich nicht mehr für ein besonders aufgewecktes Kind gehalten. Mir war nie recht wohl dabei, bevorzugt zu werden. Sah ich doch, wie dieselbe Frau andere Kinder recht hart anfasste.

Wie alle Kinder in diesem Alter, hatte ich ein ausgeprägtes Gefühl dafür, was gerecht und was ungerecht ist.

Nur kurz weshalb ich lesen und etwas schreiben konnte. Meine Geschwister hatten die Aufgabe, mir abends im Bett etwas vorzulesen. Da ihnen das gewaltig gestunken hat, zwangen sie mich, im Eiltempo selbst lesen zu lernen. Mit rudimentärer Pädagogik, und viel Geschrei zeigten sie mir wie dieses Lesen ging. Mit dem Schreiben war es dasselbe. Gezwungenermassen konnte ich dann halt mit etwa 5 Jahren bereits lesen. Ich bin meinen Schwestern noch heute dankbar dafür. Lesen wurde meine grosse Leidenschaft und ist es bis heute geblieben.

Am Tag nach meinem dramatischen Auszug aus der Schule, brachte mich meine Mutter in die Schule zurück. Ein Gespräch mit der Lehrerin und ein verlegenes Schweigen meiner Mitschülerinnen später, sass ich wieder an meinem Platz. Nicht nur für mich, sondern auch für die Lehrerin hatte sich etwas grundlegend verändert. Sie begegnete mir von da an eher misstrauisch. Ich wusste, ich kann mich zur Wehr setzen.

Warum mir diese Geschichte gerade jetzt einfällt? Gute Frage, vielleicht wegen der falschen Schlange

Dienstag, Tag 22 von Corona 7.4.2020

Ein Gedankenspiel und eine Rechnung. Diejenigen, z.B. der Gewerbeverband und Industrievertreter, die eine möglichst rasche Lockerung der Pandemievorschriften verlangen, überlegen die sich eigentlich ein paar konkrete Folgen der Lockerung? Ich zweifle.

Die Schweizerindustrie ist soweit ich informiert bin, sehr stark exportorientiert. Wenn in der Industrie jetzt wieder gearbeitet werden will, meine Frage: in welches Land will die Industrie ihre Produkte liefern? Rund um die Schweiz, in der gesamten EU wird nicht gearbeitet und nicht konsumiert. Die allermeisten Länder liegen so still wie die Schweiz. In aussereuropäischen Ländern ebenfalls, also meine Frage, wohin will die Schweiz exportieren?

Anderes Beispiel das Gewerbe. Nehmen wir doch einmal einen kleinen Laden in der Berner Altstadt und ein Restaurant mit 60 Plätzen irgendwo in der Stadt. Wenn diese beiden Betriebe wieder öffnen, wer genau geht dort einkaufen oder essen?

Der kleine Laden lebt zur Hälfte von den Einnahmen durch den Tourismus. Es werden aber noch lange Zeit keine Touristen in die Stadt kommen. Die andere Hälfte der Kundschaft wird sich jetzt nicht gerade auf den Kauf von Tassen mit dem Berner Bär oder einer Dekoration für ein Fest stürzen. Kommt dazu, dass wahrscheinlich die «gefährdete» Coronagruppe noch längere Zeit Hause, als in der Stadt sein wird. Rechnen wir mal, dass das Lädeli in den nächsten zwei Monaten noch gerade 30-40% seines üblichen Umsatzes macht. Die staatliche Unterstützung wird aber wegen der Öffnung wegfallen. Müsste man als Gewerblerin nicht doch ein bisschen besser rechnen können und sich sagen, öffnen wir besser dann, wenn ein halbwegs normaler Betrieb wieder möglich ist.

Ebenso das Restaurant. Wer da alles nicht hingehen wird, man kann es sich vorstellen. Einmal die Alten, dann die Paare mit Kindern, weil die Grosseltern nicht bereits jetzt wieder die Enkel hüten wollen, dann die Geschäftsleute, die eher vorsichtig, besser doch noch nicht zusammen essen gehen, dann natürlich auch hier die Touristen. Kommt dazu, dass im Restaurant nach wie vor ein grösserer Abstand zwischen den Tischen besteht. Also auch hier, wahrscheinlich, wenn’s gut geht, die Hälfte des normalen Umsatzes.

Noch nicht eingerechnet, das möglicherweise grundsätzlich etwas veränderte Konsumverhalten durch die finanziellen Einbussen, die doch etliche Menschen treffen, resp. getroffen haben.

Habe ich Gestern noch geschildert, dass sogenannte «Dummheit» nicht bestraft werden dürfe (vor allem bei einem Kind), komme ich heute dazu zu bemerken, dass kurzsichtiges Denken, was ja vielleicht auch eine Form der Dummheit ist, tatsächlich sträflich ist.

Also, was soll das Geschrei der beiden Berufszweige? Ich glaube fast, die Menschen halten es einfach nicht aus, dass sich in unserem Leben etwas grundlegend verändert hat. Sie denken und hoffen, es ginge jetzt einfach so weiter wie vor der Pandemie. Aber so wird es nicht sein.

Mittwoch, Tag 23 von Corona 8.4.2020

Wie häufig meine Gedanken normalerweise in die Zukunft gehen. In die unmittelbare – wie, was koche ich heute zum Nachtessen, in die etwas weitere, was mache ich Morgen, und weiter, werde ich im nächsten Monat da oder dorthin reisen? Bis zur Vorstellung was wird in einigen Jahren wie sein. Das fällt mir jetzt, in der Coronazeit auf. Im Augenblick kann an weiter als die nächsten Tage gar nicht gedacht werden.

Bei diesem schönen Wetter tauchen bei mir nicht nur Gedanken an das Morgen auf, sondern auch und ganz besonders Gefühle, Sehnsüchte, Stimmungen. Jedes Frühjahr verspüre ich dieses Ziehen nach einem anderen Ort, nach einer bestimmten Stimmung, wie war es und wie würde es jetzt da oder dort sein.

Bereits seit meiner Pensionierung, seit meine Tage, Wochen, Monate, Jahre nicht mehr durch die Arbeit ge- und verplant sind, haben sich Zeitgefühl und die Planung einer Zukunft verändert. Jetzt, mit der Ungewissheit, wie sich unser Leben mit und nach der Pandemie noch verändern wird, mit der Frage, was vom alten Leben noch möglich oder wieder möglich sein wird, hat sich die Vorstellung einer Zukunft nochmals grundlegend gewandelt.

Wie viel Zeit im Leben man auch in Erwartung verbringt. Selbst die Jahreszeiten bringen einem doch bereits zum Warten. Ach, wenn es nur wärmer würde, ich freue mich schon heute auf die ersten Blumen im Garten, dieses Jahr werde ich dies oder jenes tun. Wenn nur bitte die letzte Birke fertig geblüht hat, dann wird mein Heuschnupfen vorbei sein. Ich freue mich auf den Moment, in dem man für den Ausgang keine Jacke mehr anziehen muss. Die langen, hellen, warmen Abende, den ersten Spargel.

Dieses Jahr wollten wir die lange gewünschte Reise durch ganz Italien, vom Norden in den Süden unbedingt machen. Im Herbst, das wusste ich bereits, werde ich endlich nach Sofia fahren. Bestimmt möchte ich einen Freund in Frankreich besuchen. Also diese Reisen, ausser vielleicht der Besuch in Frankreich, werden dieses Jahr wahrscheinlich nicht stattfinden. Und sonst? Werde ich, sobald die Wassertemperatur akzeptabel ist, im Moossee baden gehen? Das Weyermannshausbad ist dieses Jahr wegen Umbau geschlossen. Was wird mit den kulturellen Anlässen, die ich regelmässig besuche. Die Solothurner Literaturtage finden nach 42 Jahren das erste Mal nicht statt.

Ich fand bisher, dieses im hier und jetzt leben, immer ein wenig simples Geschwätz. Jetzt muss ich tatsächlich weniger in Erwartung von etwas leben und meine Gedanken, die immer in die Zukunft gehen, ein wenig zügeln.

Donnerstag, Tag 24 von Corona 9.4.2020

Wenn ich lese, dass sich die Menschen mit ernsthaften Erkrankungen nicht mehr ins Spital wagen, muss ich an unseren früheren Nachbarn, den Herrn Hess denken.

Wir wohnten Anfang der 80er Jahre in der vornehmsten Gasse der Altstadt in Bern in einem Haus. Mit Freunden und eben dem Herrn Hess als Nachbar. Das Haus war in einem erbärmlichen Zustand, überall bröckelte es und in einem strengen Winter haben wir uns alle mit Kohlenmonoxid vergiftet, weil die Kachelöfen, die wir tüchtig beheizt haben, alt und undicht waren. Aber gut, es war ausser romantisch auch eine wunderbare Art mit andern zusammen zu Leben.

Aber jetzt Herr Hess. Offenbar haben ihn, er war damals über 70 Jahre alt, Prostatabeschwerden geplagt. Da er bis zu diesem Zeitpunkt nie bei einem Arzt und schon gar nicht im Spital gewesen war und er überzeugt davon war, Krebs zu haben, versuchte er, sich mit Tabletten und Rotwein umzubringen.

Sein Freund, der ihn besucht hatte, kam ganz aufgeregt zu uns und bat uns, einen Krankenwagen zu rufen. Ich bin dann mit Herrn Hess im Krankenwagen ins Spital gefahren und dort, während wir im Notfall warteten, zückte er eine halbleere Flasche Rotwein unter dem Leintuch hervor und bat mich, ein Glas zu holen, er wolle unbedingt sterben.

Nachdem man ihm den Magen ausgepumpt hatte und anderntags diesen vermeintlichen Krebs untersucht hatte, operierte man die vergrösserte Prostata und Herr Hess war wieder gesund.

Unser uns lieber Nachbar kam zwar noch kurz in seine Wohnung zurück, ging dann aber schon bald in ein Altenheim, da das Leben in unserer Bruchbude für einen älteren Herrn doch etwas zu anstrengend und auch unhygienisch war.

Freitag, Tag 25 von Corona 10.4.2020

Ich kenne den Zustand des Nichtdazugehörens. Als Kind wurde ich, wurde meine Familie teilweise als etwas Fremdes wahrgenommen. Mein Vater, ein «Roter», meine Mutter eine Fraunstimmrechtlerin und dann haben die beiden 10 Kinder. Eine Grossfamilie wie sie in den 50er, 60er Jahren höchstens als Kuriosum von Stündelern oder stockkatholischen Eltern vereinzelt noch vorkam. Wir waren weder das eine noch das andere. Spürbar wurde uns aber das Nichtdazugehören, wenn Steine in unseren Garten flogen, gefolgt von üblen Beschimpfungen.

Ich habe mich mit 7 oder 8 Jahren sehr für die biblischen Geschichten interessiert und meine Eltern deshalb bekniet, mich in die Sonntagsschule gehen zu lassen. Sie haben nachgegeben, ich durfte gehen. Das Ehepaar, das die Sonntagsschule leitete, war längere Zeit in Afrika gewesen und erzählte manchmal von ihrem Aufenthalt dort. Mich irritierten zwei Dinge in dieser Sonntagsschule. Zum einen bekamen ich und ein anderes Kind regelmässig am Ende der Schule ein Sandwich, das ich gerne gegessen habe, bis ich einmal fragte, weshalb nur wir beide, diese Sandwiches bekämen. Die Antwort hat mich vollkommen verblüfft, dieses Ehepaar meinte, da wir zu Hause ja nie genug zu essen hätten, würden sie uns eben dieses Sandwich mitbringen. Ich sagte darauf, dass sie sich täuschten, ich bekäme jederzeit und allemal nicht nur genug, sondern auch sehr feines Essen zu Hause, was sie denn dächten.

Sie hatten ein eigenes und ein adoptiertes Kind und bereits die Tatsache, dass ich das wusste, macht klar, dass ihre zwei Kinder nicht gleichbehandelt wurden. Die adoptierte Tochter war immer etwas schlechter gekleidet als die Leibliche, sie musste, wie sie uns erzählte, immer auf den Knien beten und danken, dass sie ein Zuhause bekommen hatte, dass sie kein Waisenkind mehr war.

Als ich meiner Mutter davon erzählte, wurde sie fuchsteufelswild und schimpfte über diese hinterhältigen Stündeler. Ich ging vielleicht ein oder zwei Jahre in diese Sonntagsschule.

Samstag, Tag 26 von Corona 11.4.2020

Die letzten Tage dachte ich, mir reichts mit diesem Corona, ich will nichts mehr von diesem Virus wissen. Ich, wie wahrscheinlich die meisten, habe mich in den Beschränkungen eingerichtet, die Nachrichten über die Folgen der Pandemie sind furchtbar, aber jetzt, mag ich nichts mehr hören und sehen davon.

Da ich nicht immer so top organisiert bin, wie es zurzeit erforderlich ist, war klar, ich muss heute einkaufen gehen. Wann sind möglichst wenige Menschen im Loeb Lebensmittel? Am besten ich gehe gleich um 8 Uhr früh. Als ich dann zusammen mit etwa 20 andern, ebenfalls älteren Menschen kurz vor 8 darauf wartete, dass der Laden öffnet, wurde mir ein bisschen bange.

Jeweils 10 Personen gleichzeitig durften den Laden betreten und einkaufen. Ich versuchte mich in Distanz, offenbar tun dies aber nicht alle. Ich fühlte mich bedrängt und war gestresst bei diesem Einkauf, seit fast einem Monat war ich nicht mehr in der Nähe so vieler Menschen gewesen. Ein seltsames Erlebnis. Normalerweise fühle ich mich unter vielen oder wenigen Menschen wohl. Soziale Distanz ist nicht gerade mein Spezialgebiet. Aber jetzt, nach einem Monat Abstinenz, machten mir die Menschen fast ein wenig Angst.

Zuhause las ich dann im «Bund», anstelle des samstäglichen Interviews, eine Übersicht über den Weg, den dieses verfluchte Virus auf der ganzen Welt nimmt, den 100'000 Menschen, die daran gestorben sind, dem Bild des Massengrabs auf einer New York vorgelagerten Insel, das mich schaudern lässt. Im Augenblick ist die Beklemmung wieder da. Die menschenleere Stadt heute Morgen, der unter Stress getätigte Einkauf, die täglichen Bilder und Nachrichten über diese Seuche. Nein, man kann nicht einfach so tun, als gäbe es eine neue Normalität.

Sonntag, Tag 27 von Corona 12.4.2020

Schlagartig fühle ich mich alt. Ich bin dazu verdammt, das Leben einer betagten Person zu führen. Sehr viel zu Zeit zu Hause verbringen, an keinen Veranstaltungen und Weiterbildungen teilzunehmen. Keine Reise machen. Nicht unterwegs sein. Mir das Essen nach Hause bringen lassen. So, so dachte ich bisher, werde ich in baldiger Zukunft leben, wenn das Gehen mühsam geworden ist, ich keine Arbeit mehr habe, wenn die Energie nachgelassen hat, wenn ich möglicherweise krank werde. Alles im Kopf bereits da, aber noch fern.

Und jetzt? Eine ungute Gedankenmischung, die mich seit Ausbruch der Seuche beherrscht. Einerseits dieses Eintauchen in Vergangenes und anderseits das Erkunden meiner Gefühlslage während der Quarantäne. Die Tatsache, wegen meines Alters zur Coronarisikogruppe zu gehören, lassen mich jammerig werden. Plötzlich die Frage, auch wenn ein soziales Leben wieder aufgenommen wird, kann ich dann an der Weiterbildung, für die ich mich angemeldet habe, noch teilnehmen? Wird man sagen, nein, tut uns leid, sie sind zu gefährdet, an Corona schwer zu erkranken, unser Seminar können sie nicht besuchen. Werde ich mit den andern «Alten» abgesondert, segregiert?

So, ich entscheide mich, von jetzt an bin ich nur noch witzig. Weg mit dem Grübeln über Corona, weg mit der Zukunftsangst, weg mit dem alt sein.

Mein Freund aus Bulgarien macht es mir vor. Kürzlich schrieb er: «Wie Sie in Solothurn gesagt haben, «alt werden ist nichts für rohe Eier» (gemeint sind Weicheier). Jetzt werde ich als Ei hart geklopft. Auch sie sind ein Kontakt zur Welt. Hier ist es sehr streng und man hockt allein wie eine Eule.»

Montag, Tag 28 von Corona 13.4.2020

Sehr geehrte Frau Martullo Blocher

Vorab, sie sollten einmal mit ihrem Gärtner sprechen. Das Foto, für das sie für ihr Interview draussen vor einer Hecke posieren, zeigt eine Hecke aus Kirschlorbeer. Kirschlorbeer, ein Neophyt, also eine invasive, fremdländische Pflanze, die unsere einheimische Flora bedroht. Das passt einfach nicht zu ihrer Heimatliebe und ihrer Sorge um die Schweizer Wirtschaft. Also, sprechen sie einmal mit ihrem Gärtner.

Aber nicht deshalb schreibe ich ihnen einen Brief, sondern wegen ihres Mutes, sich für die Schweizer Wirtschaft in Coronagefahr zu begeben. Sie können sich nicht, wie ihre Eltern, die sich nach ihren Worten in ihrem Zuhause verschanzt haben, einfach zurückziehen. Was würde dann mit der Schweizer Wirtschaft passieren? Vor allem dem Coiffeurgewerbe, für das sie bei ihren chinesischen Freunden genügend Schutzmasken, Handschuhe und Plastikschürzen exklusiv bestellt haben.

Rührend, wie sie an Ostern einen Blumenstrauss vor die geschlossene Tür ihrer Eltern gelegt haben, wie die ewiggestrigen Kommunisten vor das Mausoleum von Lenin in Moskau.

Sie werden sich, nicht nur bei ihrem Frisör in Gefahr begeben, sondern vielleicht auch bei einer Fahrt mit einer der Bergbahnen, die ihrer Meinung nach geöffnet werden sollten. Denn, die erhofften Touristen werden vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben und, damit die Öffnung der Bergbahnen Sinn macht, werden sie, möglicherweise zusammen mit ihrem Frisör eine Fahrt mit einer der Bergbahnen unternehmen.

Ihre pubertierenden Kinder werden sie nicht zu einer Bergfahrt animieren können, sind diese doch vorwiegend damit beschäftigt, mit ihren Freunden zu chatten.

Es wird Tote geben, wenn die Wirtschaft wieder hochgefahren wird. Auch das lassen sie uns in ihrem Interview wissen. Jetzt hoffe ich einfach zwei Dinge: dass nicht sie sich für ihr eher Vater- als Mutterland opfern wollen, das wäre dann doch ein wenig übertrieben. Und, dass sie nicht etwa Schweizer Politiker, diese schwachen Säcke, vor sich hertreiben und oh Graus, in gesundheitliche Gefahr bringen wollen. Aber nein, das wollen sie nicht. Eine Antwort, wer diese Toten sein sollen, das sind sie mir und uns noch schuldig. Gut, man kann bei so einem Interview einfach nicht an alles denken.

Obschon sie einen richtigen Zorn auf diese jetzige Schweizer Regierung haben, die es sich erlaubt, den Schutz der Gesundheit der **gesammten Schweizer Bevölkerung,** über die Interessen der Schweizer Wirtschaft zu stellen. Und das Spitalpersonal, das müsste einen drastischeren Ansturm an Patienten eigentlich gut verkraften, so gut eingerichtet wie die sind.

Was sie richtiggehend erbittert ist, dass ihre und unsere Kinder nach lange für die wirtschaftlichen Schäden dieser Coronakrise werden bezahlen müssen, nur weil jeder und jede an ihrem kleinen, bescheidenen Leben hängt.

Hochachtungsvoll, und bleiben sie gesund!

Dienstag, Tag 29 von Corona 14.4.2020

Mein Alltag ist zurzeit richtig beschwerlich. Vor allem wenn ich auch nur für einen kurzen Moment nach draussen gehen will. Laut Pollenbericht sind die Birken und Erlenpollen in der Luft stark vertreten. Für mich heisst das, jeden Abend Haare waschen, nicht mit den Strassenkleidern in den Schlafraum gehen, die Kissenbezüge fleissig wechseln. Wegen Corona keine Kortisonmedikamente schlucken. Die vieldiskutierten Schutzmasken mögen den Virenflug nicht aufhalten, gegen Pollen hingegen sind sie richtig gut. Ich muss mit dem Mundschutz nicht etwa 100-mal niessen, was normalerweise den Nebeneffekt hat, dass die Menschen, denen ich begegne, sofort auf Distanz gehen.

Mich erinnert dieses Schuhe sofort ausziehen, Kleider nicht liegen lassen, Kissenbezüge wechseln, einfach diese ganze Nuscherei, das erinnert mich an unsere Katze Lotti, die, nachdem sie als ganz junge Katze trächtig wurde, um dann nach einem komplikationsreichem Werfen, am Schluss im Tierspital zu landen, wo man ihr das letzte Junge zusammen mit der Gebärmutter entfernen musste.

Lotti also geriet jedes Frühjahr, trotz fehlender Trächtigkeit (ein Liebesleben hatte sie, das weiss ich) in einen wahren Rausch von Nuscherei und Nestbauen. Kein Schal, kein Handtuch, kein passabler Pullover war vor ihrem Nestbaudrang sicher. Alles schleppte sie in einer meiner Schränke, tischte die ergatterten Lumpen xmal um, zerrte den einen Schal von rechts nach links usw. Dann legte sie sich ins gemachte Nest, miaute ein paarmal und schlief von da an ausschliesslich an diesem Platz. Jetzt versuchen sie, einer Lieblingskatze einen Pullover oder ein Tuch, aus ihrem schön gebauten Nest weg zu nehmen!

Was interessant an dieser Geschichte sein soll? Nichts, ausser dass mir das häusliche Nuschen mächtig auf den Keks geht, aber, dass die Häuslichkeit ebenso einmal endet, wie der Heuschnupfen.

Mittwoch, Tag 30 von Corona 15.4.2020

Bevor ich jetzt anfange über die korrekte Naht beim Nähen von Vorhängen zu schwafeln, oder meinen Menuplan fürs Nachtessen in meinem Tagebuch festzuhalten (ja, ja, es gibt Spargeln aus Spanien), bevor ich weitere Kindheits- und Jugenderinnerungen ausbreite, bevor ich usw. beende ich mein Coronatagebuch am 30. Tag der Landesquarantäne. Jetzt, wo ich sogar eine Möglichkeit gefunden habe, wenigstens schnöden Mammon nach Italien zu spenden, kann ich getrost sagen, es hat sich aus getagebucht.

Bald werde ich das Vorwort zu einem Fantasieroman meines Bekannten aus Wien durchlesen und wo nötig korrigieren. Wobei Fantasieroman schon fast wie ein Witz tönt, hat die Realität dieser Seuche bestimmte Fantasien längst überholt. Doch, auch ohne das jetzt weit verbreitete Pathos zu bemühen, ich konstatiere, wir leben in einer ganz besonderen Zeit. Hätte mir im Dezember letzten Jahres jemand gesagt, wir werden bald eine Seuche haben, die nicht nur unser eigenes Leben, sondern rund um den Globus das Leben aller verändern wird, ich hätte mir keine Vorstellung davon machen können.

Auf dem Höhepunkt der apokalyptischen Szenarien wegen des Klimawandels, als eine Stimmung von Resignation und auch Ungläubigkeit auf der einen Seite herrschte, auf der Seite der sogenannten Aktivistinnen und Aktivisten für «das Klima» (seltsamer Sprachgebrauch) eine immer dringendere Forderung an uns als Gesellschaft, unseren Lebensstil zu ändern, sonst… was eigentlich sonst?

Was bleibt? In unserem durchökonomisierten Denken muss ich zu einem, am besten positiven Schluss kommen. Was für mich bleibt und was ich tatsächlich als unglaubliche Erleichterung empfinde ist, es darf wieder gestorben werden, und zwar öffentlich. Nicht mehr dieses verschämte, im intimsten Kreis von uns gegangen; nach geduldig ertragener Krankheit; Krankheit nicht besiegt; viel zu früh; …..

Nein, es gibt Krankheiten, an denen man sterben kann, dafür muss man sich nicht schämen. Es ist was es ist, nämlich einfach traurig.

Tag 31 von Corona 16.4.2020

Ui, ui, ui: wenn es nicht bald regnet, laut Wetterprognosen wird es noch länger nicht regnen, dann fangen auch die Bauern noch an zu jammern. Bisher war dies eine der wenigen Berufsgruppen, die sich merkwürdig still verhalten hat. Ihre Erntearbeiter wurden zum Teil trotz Corona, mit Bussen in die Schweiz gekarrt oder es haben sich enthusiastische Bürgerinnen und Bürger zur Erntehilfe gemeldet. Sie haben, und das ist einmal etwas Positives der Coronakrise, endlich anständiges Geld für ihre Arbeit erhalten.

Zusammen mit den Bauern beklage ich die Trockenheit und den Reichtum des Blütenstaubes in der Luft. Echt jetzt, meine Allergie feiert Hoch Zeit.

Was mich aber viel mehr beschäftigt, sind die Arbeiterinnen und Arbeiter, die trotz Corona still und fleissig weiterarbeiten. In allen Medien wird von Homeoffice, von Beschäftigungen wegen des Wegfalls der Arbeit, wegen des Unterrichts für Kinder zu Hause geschrieben, gesprochen, geratschlagt, angeleitet. Menschen, die im Spital arbeiten, die Postboten, die Verkäuferinnen, alle die sogenannten systemrelevanten Berufsmenschen, erst recht diejenigen, die zu den KleinKMU’s gehören und denen jetzt in allen Varianten geholfen werden soll und geholfen wird, sie kommen entweder selbst zu Wort oder es wird über sie berichtet.

Ganz im Gegensatz zu denjenigen Menschen, die einfach ihrer Arbeit nachgehen, mit einem durch die Verhaltensregeln wegen Corona komplizierten Arbeitsalltag, von ihnen höre und sehe ich nichts. Das gilt für alle Beamtinnen und Beamten, die die Flut an Corona Gesuchen bearbeiten müssen, das gilt für Menschen die in sozialen Institutionen arbeiten, genauso wie für den Monteur, der eine Wasserleitung flickt und ganz besonders diejenigen, die auf dem Bau schaffen. Vergessen, ignoriert, nicht wahrgenommen oder was jetzt!

Wie privilegiert doch die gelangweilten Homeofficer sich geben können. Natürlich wollen sie so rasch wie möglich ihr Arbeits- und vor allem Freizeitprogramm wieder aufnehmen können. Die andern, die in der politischen Debatte sowie im medialen Alltag nicht vorkommen und die, durch die Kurzarbeit, mit einem gestutzten Lohn, über die Runden kommen müssen, oder ihre Stelle verlieren, haben möglicherweise andere Prioritäten.